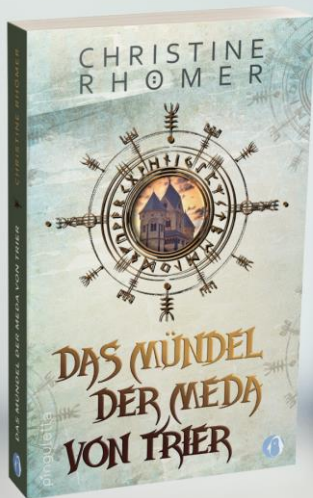


UNENDLICH.

Vergeltung und Liebe
im Hochmittelalter.

Das Mündel
der Meda von Trier

ISBN: 978-3-948063-25-2



CHRISTINE RHÖMER



Christine Rhömer wurde 1969 in Niedermendig/Eifel geboren und verbrachte ihre Kindheit in Thür, dem Ort »Thure« im Roman. Nach dem Abitur absolvierte sie eine Ausbildung bei der Stadtverwaltung. Parallel zum Studium der Germanistik und Kunst in Köln und Wuppertal beginnt sie, Kurzgeschichten, Gedichte und Romanfragmente zu verfassen. 2017 veröffentlichte sie ihren Debüt-Roman »Weißgold-Flügel«; 2018 folgten weitere Werke. »Das Mündel der Meda von Trier« ist ihr erster historischer Roman und ihr Debüt beim pinguletta Verlag. Christine Rhömer lebt heute mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in der Nähe von Köln.

CHRISTINE
RHOMER

DAS MÜNDEL
DER MEDA
VON TRIER

ROMAN

pinguetta

Copyright © 2022 by Christine Rhömer

© 2022 pinguletta® Verlag, Keltern.

F01_2022 V2022-10-19

Alle Rechte vorbehalten

Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen nur mit
Zustimmung des Verlags

Cover Artwork & Layout: © Helmut Speer | pinguletta Verlag
Grafik Kompass (Cover, Buch): © robin.ph/Shutterstock
Grafik Abtei (Cover, Buch): © uh Fotografie Bonn/Shutterstock
Produktion: Helmut Speer | pinguletta Verlag
Lektorat: Silvia Hildebrandt

Buch ISBN 978-3-948063-38-2

E-Book ISBN 978-3-948063-39-9

www.pinguletta-verlag.de

LESEPROBE

KAPITEL EINS
IM JAHR DES HERRN 1080



Leise vor sich hin summend räumte Meda die schlichten Tongefäße vom Tisch, rollte die Leinendecke beiseite und legte sich Mörser und getrocknete Arzneipflanzen zurecht. Obwohl das Sonnenlicht die Burg in freundliche Helligkeit tauchte, war ihre Hütte schummrig und kühl, denn sie besaß nur eine kleine Fensteröffnung. Auch das Eulenloch im Dach spendete kaum Licht. Pfalzgraf Egbert von Rheinsporn hatte ihr eine einfache Kate neben den Stallungen zur Verfügung gestellt, in der sie tun und lassen konnte, was sie wollte. Sie hatte sich dort eingerichtet, mit ihren Kräutern, Tinkturen und Tiegeln, und sorgte dafür, dass sich ihr Vorrat an Heilpflanzen und Wurzeln nie erschöpfte. Zumindest nicht die gängigen, die sie ständig brauchte – bei stumpfen Verletzungen, offenen Wunden, Erkältungskrankheiten, Fieber oder auch Sodbrennen, wenn die Ritter sich bei einem Gelage mal wieder den Magen verrenkt hatten.

Tief in Gedanken versunken zerstieß Meda Kamille- und Malvenblüten und kippte das Pulver anschließend zusammen mit Salbeiblättern in eine Schale. Die letzten Reste strich sie mit der Hand aus dem Mörser, mischte sie mit zwei weiteren zerriebenen Heilpflanzen und übergoss die Mischung mit kochendem Wasser. Dann füllte sie mit Hilfe eines Trichters mehrere Phiolen und verschloss diese luftdicht. Bei vier Monate alten Säuglingen war es zu erwarten, dass sie bald die ersten Zähne bekamen. Die Essenz würde Linderung verschaffen, denn das Zahnen war häufig mit Schmerzen verbunden.

Unvermittelt vernahm Meda Hufschläge auf dem Pflaster und hektische Rufe aus dem Burghof, die die unerwartete und rasche Ankunft mehrerer Reiter ankündigten – selten Überbringer guter Kunde. Die Männer mussten den Burgweg nach oben im scharfen Ritt bewältigt haben. Meda brauchte dafür manchmal eine halbe Stunde.

Gemächlich trat sie an den Bretterverschlag, der ihren Eingang verschloss, und drückte ihn gerade eben so weit auf, dass sie ausmachen konnte, wer da mit Getöse in den Burghof stürmte und das Federvieh aufscheuchte. Grunzend und quiekend brachten sich auch ein paar Ferkel eilig in Sicherheit. Am Banner und an den orange-schwarzen Farben der Reiter erkannte Meda, dass es sich um Männer ihres gräflichen Nachbarn von Laach handeln musste. Sie riefen den Stallburschen und Dienstboten Befehle zu, als seien sie selbst die Herren der Burg. Die Niederen gehorchten anstandslos, nahmen ihnen die Pferde ab und versorgten sie.

Einen Augenblick lang verspürte die Heilerin einen Anflug von Neugier und den Drang, sich in den großen Saal zu begeben, um aus erster Hand zu erfahren, was es nun wieder an Neuigkeiten gab in König Heinrichs riesigem Reich.

Doch dann ließ sie die Klapptür in ihren Lederangeln zurückfallen und widmete sich lieber der Arbeit an dem nächsten Heilmittel. Ein Odermennigsud, der den Stallmeister von seiner Halsentzündung befreien sollte. Irgendjemand würde schon zu ihr kommen und sie darüber

informieren, was geschehen war. Spätestens beim gemeinsamen Essen in der Halle würde sie es erfahren, und bis dahin hatten sich die erhitzten Gemüter hoffentlich wieder beruhigt. Es war nicht gut, sich der ungebremsten Erregung und Angst der anderen auszusetzen.

Es dauerte nicht lange, da klopfte es an ihrer Klapptür. Meda legte den Mörser beiseite, öffnete und sah Egberts Ehefrau Agnes mit ihrem vier Monate alten Säugling im Arm davor stehen. Die ohnehin blasse Haut der Burgherrin war noch eine Spur fahler als sonst, und ihre rotbraunen Locken lugten unter der Haube hervor.

»Egbert hat einen Marschbefehl erhalten!«, platzte es aus ihr heraus.

»Ach herrje! Ich hatte schon befürchtet, dass die Reiter aus Laach keine guten Nachrichten bringen.« Die Heilerin öffnete den Türschlag weit, damit ihre Herrin eintreten konnte. »Kann Euer Gemahl sich dem widersetzen?«

Agnes trat ein, ihren Säugling fest an sich drückend, als könnte dieser ihr Halt geben, und verzog das Gesicht. Meda war bewusst, dass es in ihrer Hütte streng nach Wermut und Salbei roch. Doch wie sollte sie das verhindern?

»Nein. Als Vasall des Königs muss er dem Ruf zu den Waffen folgen«, erwiderte die Burgherrin.

Meda seufzte. »Männer ziehen ständig in die Schlacht. Sie werden

eigens dafür ausgebildet, dass sie sich gegenseitig niedermetzeln. Was für eine trübselige Lebensaufgabe.«

»Meda, bitte!« Agnes musterte sie mit einem missbilligenden Gesichtsausdruck.

»Wer soll dieses Mal totgeschlagen werden?«

»Es geht wider Rudolf von Rheinfelden. Der rechtmäßige König wird gegen ihn zu Felde ziehen und hat all seine Vasallen aufgefordert, sich seinem Heer anzuschließen. Die Männer Heinrich von Laachs sind eben gekommen und haben uns über die Bewaffnung informiert.«

Meda hob die Brauen. »Warum ausgerechnet die Laacher?«

»Weil Heinrich von Laach einer der engsten Vertrauten des Königs ist, wusstest du das nicht?«

Die Heilerin nahm sich vor, diese Neuigkeiten gut im Gedächtnis zu behalten. Vielleicht konnten sie ihr irgendwann einmal nützlich sein.

»Was soll ich tun, wenn Egbert etwas zustößt?«, fragte Agnes, und die Besorgnis stand ihr dabei ins Gesicht geschrieben. »Gero ist noch so klein. Was wird aus uns werden?«

Meda überdachte das Gehörte. »Wird Egbert alleine ins Feld ziehen?«

»Nein, sein Bruder Bertolt wird ihn begleiten. Mein Schwager hofft auf Ruhm und Ehre, damit er vom König mit einem eigenen Lehen bedacht wird. Denn wie du weißt, hat er als Zweitgeborener kein Anrecht auf die Besitztümer von Rheinsporn.«

Das war Meda sehr wohl bekannt. Und auch, wie viel Ungemach diese Regelung über die jungen Männer im Reich brachte. Sie verleitete Ritter dazu, plündernd durch die Lande zu ziehen oder sich freiwillig zu Turnieren zu melden, bei denen sie Leib und Leben riskierten, um Ansehen und Reichtum zu erlangen. Manch einer betrieb eine rege Turnier-Pilgerfahrt. So wie Markward es getan hatte, der einzige Mann, den Meda je geliebt hatte, bis er bei seinem letzten Wettkampf vom Pferd stürzte und sich das Genick brach. Rasch verscheuchte sie die Erinnerung an diesen Verlust, der sie noch immer schmerzte.

Bislang hatte Bertolt sich nicht dazu hinreißen lassen, bei Turnieren sein Glück zu versuchen, obwohl seine düstere Entschiedenheit und heimtückische Art genau das vermuten ließen. Doch Meda war sich sicher, dass er insgeheim darauf hoffte, sein Bruder Egbert lebe nicht allzu lange, damit er seine Nachfolge antreten konnte.

Nachdenklich schaute Meda Agnes an, denn sie verstand jetzt, woher deren Sorge rührte. Mit Gero war ein rechtmäßiger Erbe des Burgherrn Egbert geboren worden, sodass Bertolt nach Ableben seines Bruders kein direktes Anrecht auf die Burg geltend machen konnte. Nicht, solange sein Neffe lebte.

»Darüber sinnen wir erst nach, wenn der schlimmste Fall eintreffen sollte«, sagte sie, um die junge Frau von der Furcht zu befreien.

Die Augen der Burgherrin waren unvermindert ängstlich geweitet

und schimmerten verdächtig. Sie rieb sich mit dem Handrücken die Nase trocken wie ein Kind und schniefte.

»Bist du deshalb zu mir gekommen?«

»Auch, aber nicht nur. Gero zahlt, kannst du mir etwas gegen seine Schmerzen geben?«

Meda lobte sich innerlich selbst für ihren vorausschauenden Scharfsinn. Sie wickelte eine der Phiolen, die sie eben erst befüllt hatte, in ein feuchtes Tuch und reichte sie ihr.

»Reib ihm damit das Zahnfleisch ein. Noch ist die Essenz ein bisschen zu heiß, doch warm dringen die Wirkstoffe am besten durch das Fleisch bis zum Kieferknochen vor. Danach solltest du ihm etwas Kühles zum Beißen geben. Setze die Tinktur ein paar Tage lang jede Stunde ein, dann kannst du die Abstände größer werden lassen, bis du sie nur noch anwendest, wenn er vor Schmerz schreit.«

Nachdenklich betrachtete Meda den fest eingewickelten Säugling in Agnes' Arm. Ihr war, als brauten sich über dem Haupt des Kindes Gewitterwolken zusammen. Es war weit mehr als nur eine Ahnung. Doch dazu würde ihr lediglich im äußersten Notfall ein Wort über die Lippen kommen. Sie schüttelte den Kopf und machte eine energische Handbewegung, als wollte sie eine lästige Fliege verjagen.

Agnes warf ihr einen entrüsteten Blick zu.

»Verzeiht, Herrin, das galt nicht Euch. Ich hatte das Gefühl, dass ich

eine un gute Vorahnung fortscheuchen muss.«

Sofort vertiefte sich die Besorgnis in Agnes' Gesicht. »Hattest du eine Eingebung, was Egbert betrifft?«

»Nein, tut mir leid. Ich bin keine Seherin, die in die Zukunft schauen kann. Doch glaubt mir, Ihr werdet eine Lösung finden, wenn dieses Problem auf Euch zukommen sollte.«

Dadurch offenbar nur wenig besänftigt wandte die Burgherrin sich ab. »Ich danke dir für die Tinktur. Ich werde es dich wissen lassen, ob sie gewirkt hat.«

Polternd fiel die Holztür hinter ihr in den Rahmen.

»Das braucht Ihr nicht«, murmelte Meda. »Ich weiß, dass sie wirkt. Möge Odin mit dir und deinem Gemahl sein.«

Aufgebracht lief Bertolt vor Egberts Lehnstuhl in der großen Halle hin und her, sodass sein Körper einen wandernden Schatten auf die glänzenden Holzplanken auf dem Fußboden warf. In seinen Augen blitzte immer wieder etwas auf, das an Mordlust erinnerte. »Was machst du für ein Gesicht, Bruder? Was gibt es zu zögern und zu zaudern? Wir werden in die Schlacht ziehen und können zeigen, was der König an uns hat!« Seine kräftige Statur füllte die gemauerten Rundbögen mit den bunten Fresken auf der Wand hinter ihm und sein Habitus ließ vermuten, dass er vor Kraft und Tatendrang strotzte.

Doch Egbert kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass sein Äußeres, das ihm den Anschein eines kampflustigen Raufbolds verlieh, im Widerspruch zu seinem inneren Wesen stand. Dass ihre Mutter bei Bertolts Geburt gestorben war, lastete wie ein böses Omen auf ihm, und sein Vater hatte es ihn zeit seines Lebens spüren lassen, dass er ihn verantwortlich für den Tod seines Eheweibes machte.

»Ich zögere weder, noch zaudere ich«, entgegnete Egbert ruhig und fuhr sich mit der Hand durch sein schwarzes, schulterlanges Haar. »Aber erwarte bitte nicht, dass ich mich darüber freue, in eine unsägliche Schlacht ziehen zu müssen, kaum dass mein Weib einen Sohn geboren hat.«

Abrupt blieb Bertolt vor Egberts Empore stehen und richtete sich zu voller Körpergröße auf.

»Das ist noch viel weniger ein Grund, ein langes Gesicht zu machen. Selbst wenn du einen ehrenvollen Tod sterben solltest, hinterlässt du einen Erben, der deine Blutlinie sichert und Rheinsporn nach dir beherrschen wird.«

Egbert warf ihm verstohlen einen zweifelnden Blick zu, sagte aber nichts. Es war gefährlich, dem Bruder so kurz vor der Schlacht Misstrauen entgegenzubringen, denn im Kampf war er womöglich auf ihn angewiesen. Die alten Rivalitäten zwischen ihnen gärten und warteten nur auf eine Gelegenheit, sich in einer offenen Auseinandersetzung zu entladen.

»Worum geht es in dem Streit?«, fragte Bertolt.

»Die Reichsfürsten haben Rudolf zum Gegenkönig ernannt und er ist nicht bereit, diesen Posten wieder zu räumen, nun, da Heinrich vom Kirchenbann befreit ist.«

»Warum war er denn mit diesem belegt worden?«

Egbert seufzte. »Der Papst und der König streiten schon seit Längerem um das Vorrecht, geistige Ämter besetzen zu dürfen. Hast du nichts davon gehört?«

Bertolt schüttelte den Kopf. »Ich habe nur mitbekommen, dass im vergangenen Jahr in der großen Halle erbittert über Heinrichs Handlungsweise gestritten wurde. Dein erster Ritter hat in seinem Gang nach Canossa einen klugen Schachzug gesehen. Doch mein Vertrauter Friedwart denkt, es war eher eine schleichende, aber vernichtende Niederlage.«

»Nun ja, zumindest hat sich noch nie zuvor ein Herrscher derart vor dem Papst demütigen müssen.«

»Was hat der König denn getan?«

»Er hat drei Tage lang barfuß und im Büßergewand bei Eis und Schnee vor dem verschlossenen Burgtor von Canossa ausgeharrt. Damit hat er den Papst als Seelsorger und obersten Hirten gezwungen, den Bann aufzuheben, den dieser über ihn verhängt hatte. Doch dafür hat er eben auch auf sein wesentliches Machtinstrument, das Investiturrecht, verzichtet, und es so womöglich für immer verloren.«

Das durch die halbrunden Fensteröffnungen hereinfallende Sonnenlicht spiegelte sich in Bertolts dunkelbraunen Augen. »Und nun will Rudolf seinen Posten als Gegenkönig nicht wieder räumen, obwohl Heinrich sein Schwager ist?«

»Genau. Er war ja auch der Erste, der es gewagt hat, seinen Treueschwur gegenüber dem König an die Bedingung zu knüpfen, dass dieser ein gerechter Herrscher werde.«

»Ein frommer, aber völlig lebensferner Wunsch«, kommentierte Bertolt trocken. »Immer gerecht zu sein, ist ein Zeichen von Schwäche. Ein starker König muss auch ungerecht sein. Das liegt in der Natur dieses Amtes.«

»Heinrich von Laach erwartet uns mit unseren Männern binnen Wochenfrist«, sagte Egbert, ohne auf das Zuletztgesagte einzugehen. »Er wird mit seinen Rittern bereits Richtung Sachsen vorrücken, wohin sich Rudolf zurückgezogen hat. Es wird eine Bewährungsprobe für uns alle werden. Der Gegenkönig steht im Ruf, ein hervorragender Feldherr zu sein.«

Bertolts Augenlid zuckte kaum merklich, bevor er die Faust schwang. »Dann lass uns dem rechtmäßigen König zeigen, wozu Rheinsporner fähig sind!«

Nach dem Gespräch mit seinem Bruder trat Egbert von Rheinsporn auf die Wehrmauer, um einen prüfenden Blick auf seine Festung zu werfen.

Durch die Fensteröffnungen der halbkreisförmig angelegten Gebäude hörte er hektische Rufe und metallisches Klappern. Sie verrieten ihm, dass die Knappen seinen Anweisungen folgten und Kettenpanzer, Schwerter, Streitäxte, Helme und Schilde aus der Waffenkammer in die große Halle brachten, um sie von Rost zu befreien und zu polieren. Im Burghof verstaute Bedienstete eilends zusammengesuchten Reiseproviant in Satteltaschen und legten Reitkleidung bereit.

Egberts Blick löste sich von dem geschäftigen Treiben und wanderte an den dicht bewaldeten Schieferfelsen am Ufer des Mittelrheintals entlang, über denen sich seine Festung erhob und dabei uneinnehmbar schien. Hier und da ragten schroffe Felskanten schräg zwischen den Bäumen hervor und vermittelten einen wehrhaften und abweisenden Eindruck. Aber diesem Trugschluss waren schon viele Burgherren erlegen.

Sein Vater hatte ihm erzählt, dass der gewaltige quadratische Bergfried unter Zeitdruck gebaut worden war. Bei genauem Hinsehen erkannte man, dass das Mauerwerk Unregelmäßigkeiten aufwies. Er runzelte die Stirn und fragte sich, ob die Steinwand einem Angriff standhalten würde, wenn sich die Burgbewohner dort verschanzten. Die Besatzung, die auf Rheinsporn bleiben und die Festung bewachen sollte, um sie vor Eindringlingen zu sichern, musste auch dieses Mal wohlüberlegt ausgewählt werden. Es war ihm ein Anliegen, zum Schutz

für sein Weib und seinen kleinen Sohn fähige Männer auszuwählen, auf die er dann in der Schlacht jedoch verzichten musste.

Sein Blick schweifte über die oval angelegte Burganlage und die stufenförmige Ringmauer, die sie umschloss, sich dabei dem Gelände anpasste und Büschen und Sträuchern Halt bot. Auf dem Bergfried wehte der blau-weißen Wimpel unermüdlich im Wind, und darauf richtete Egbert nun sein Augenmerk. Nach reiflicher Überlegung beschloss er, auch einen seiner besten Leibschrützer für die Bewachung von Rhein-sporn abzustellen.

Schweren Herzens stieg er von der Wehrmauer herab, um mit Agnes zu besprechen, wie sie die Burg in der Zeit seiner Abwesenheit zu verwalten hatte, und um weitere Vorkehrungen für den Feldzug zu treffen.

Der Lärm des im Burghof herrschenden Aufruhrs drang bis in Medas Hütte hinein. Zudem hörte sie, wie die Küchenmagd Wasser aus dem Brunnen nach oben beförderte, weil die Kette, an der der Holzzeimer hing, durchdringend rasselte. Es gelang Meda nicht mehr, die Betriebsamkeit vor ihrer Tür zu ignorieren. Eine Hütte außerhalb der Burgmauern zu bewohnen, wäre besser gewesen, um sich nicht von den Aufgeregtheiten des Alltags aufscheuchen zu lassen, die die Mägde und Dienstboten tagaus, tagein in Atem hielten. Der Waffengang ihres Herrn war sicherlich

ein berechtigter Anlass. Doch manchmal reichten schon Klatsch und Tratsch aus, um alle in helle Aufregung zu versetzen.

Mit einer maßlosen Begierde waren die Bediensteten stets aufs Neue darauf versessen, Schauergeschichten oder schlechte Nachrichten zu teilen. Und sei es noch aus dem hinterletzten Winkel von König Heinrichs Reich, das im Norden an das Herrschaftsgebiet der Dänen und im Süden an das Königreich Italien grenzte.

Kam also Kunde aus Sachsen, so konnten die Burgbewohner Tote beklagen, die sie nicht gekannt, und die in einem fernen Winkel des Reiches ihren Lebensatem ausgehaucht hatten. Selbst wenn dies unter dramatischen Umständen geschehen war, so hatte es doch nichts mit dem Alltag auf Rheinsporn zu tun. Meda mochte es nicht, dass sich so viele Menschen an solchen Hiobsbotschaften ergötzten, sich von ihnen in eine trübe Stimmung oder gar in Furcht versetzen ließen. Sie hielt sich deshalb vorzugsweise aus jeglichem Gerede heraus, nahm wahr, begutachtete eine Neuigkeit nüchtern von allen Seiten, und entschied in Ruhe, ob sie sie betraf. Und das war selten der Fall. Die meisten Nachrichten streiften sie nur wie Schweifsterne am Himmelsrand, ohne eine Wirkung oder gar Erschütterung in ihr zu erzeugen. Das erschien ihr als der einzig sinnvolle Umgang mit den marktschreierischen Meldungen von fahrenden Händlern, Gauklern und Spielleuten, die von Ort zu Ort reisten, in der Hoffnung, dass sich furchtsame Zuhörer um sie scharten, denen sie mit

ihren Geschichten noch mehr Angst einflößen konnten.

Meda war nun Mitte dreißig und froh, am Hof des Egbert von Rheinsporn eine Bleibe gefunden zu haben. Nachdem sie sich trotz ihrer adligen Herkunft geweigert hatte, sich standesgemäß verheiraten zu lassen, war ihr Lebensweg unstat geworden. Denn auch ihre Ausbildung in der Klosterschule hatte sie bereits vor Ablegen eines Gelübdes aufgegeben. Einige Zeit war sie durch die Eifel und das Rheinland gezogen, nachdem sie bei einer Hebamme in Trier deren Handwerk gelernt hatte. Hier und da hatte sie Menschen geheilt und Frauen beim Gebären zur Seite gestanden. Doch nirgendwo konnte sie sich dauerhaft niederlassen.

Seufzend zog sie einen Ledereinband aus einem Leinentuch und legte ihn auf den Tisch. Die Abschrift des Macer floridus war der einzige Schatz, den sie besaß, und sie war ihrer ehemaligen Äbtissin noch immer dankbar für dieses Geschenk. Pergament war teuer, ein ganzes Buch für eine einfache Heilerin unerschwinglich. Es hatte aber keiner besonderen Großzügigkeit bedurft, ihr das Werk zu überlassen, verfügte das Kloster doch über mehrere Kopien des weit verbreiteten, gängigen Kräuterbuchs. So hatte die Priorin rasch das Interesse an dem Einband verloren, nachdem Meda sie darauf aufmerksam gemacht hatte, dass in diesem Exemplar die Eintragungen der lateinischen Hexameter fehlerhaft und die Zeichnungen zudem weitestgehend missglückt waren. Aber es befanden

sich auch einige hervorragend illuminierte Initialen darin, die Meda nun bei ihrer Reinigung der beidseitig beschriebenen Seiten stehen ließ, um sie für ihre eigenen Überschriften zu nutzen. Diese Tätigkeit hielt sie davon ab, sich mit den Unwägbarkeiten auseinanderzusetzen, die mit dem Waffengang ihres Herrn verbunden waren. Es war besser, sich damit erst zu beschäftigen, wenn wirklich etwas Verderben bringendes geschah.

Die Geschäftigkeit dieser Stunden lenkte Agnes von ihrem Kummer und ihren Sorgen ab. Doch als Egbert in der Nacht bei ihr lag, klammerte sie sich an ihn, als könnte sie ihn so zum Bleiben bewegen. Im Schein der letzten Glut des Kaminfeuers flackerten die leuchtenden Farben der Jagdszene auf dem Wandteppich. Sie schloss die Lider, denn der Anblick des getöteten Wildschweins erschien ihr nun, obwohl sie ihn schon viele Male gesehen hatte, wie ein unheilvolles Omen.

Am nächsten Morgen kleidete sie sich in ihr bestes Gewand, das Kleid mit den leuchtend blauen Bändern und golddurchwirkten Stickereien, ihr Haar sittsam unter dem Kopftuch verborgen. Ihr Gemahl sollte sie als schön und tapfer im Gedächtnis behalten.

Schweren Herzens nahm sie im Burghof Abschied von ihm.

»Wird Theoderich zu euch stoßen? Mir wäre wohler, wenn ich wüsste, dass du einen Freund an deiner Seite hättest.«

»Nein, sein rechter Arm ist verletzt, er kann kein Schwert führen.« Der Pfalzgraf legte seine kettenbehandschuhten Finger an ihre Wange und die Kälte der Metallringe auf ihrer Haut breitete sich als Gänsehaut über ihren Körper aus. Sie senkte den Blick.

Egbert küsste seinen Sohn auf die Stirn und versicherte ihm: »Ich werde stets bei dir sein, wenn nicht mit dem Leib, so doch mit dem Herzen und mit meiner Seele. Möge der Herr dich behüten und seine Engel dich begleiten allezeit.«

Jäh wandte er sich ab und schwang sich mithilfe eines Knappen auf seinen Fuchshengst, der mit den Rheinsporn-Farben geschmückt den Kopf hin und her warf.

Agnes' Blick irrte in die Höhe, wo sich weiße Wolkenberge in bizarren Formationen auftürmten, als wollte der Himmel diesem Abschied eine biblische Dramatik verleihen. Doch sie konnte nicht verhindern, dass Tränen über ihr Gesicht rannen, obwohl sie sich vorgenommen hatte, stark zu bleiben und sich standesgemäß zu verhalten. Als sich der Tross in Bewegung setzte, hallte der Burghof wider vom Rumpeln der Wagenräder, den klackernden Hufen der Schlachtrösser und dem Klirren von Metall.

Mit vor Tränen verschwommenem Blick verfolgte Agnes, wie die Männer mit ihren blau-weißen Bannern, Wimpeln und glänzenden Rüstungen durch das Burgtor ritten, einer ungewissen Zukunft entgegen.

Allmählich verklangen die Laute, die Oberflächen der Wasserlachen glätteten sich und spiegelten wieder das kalte Herbstlicht.

Als Agnes sich abwandte, sah sie, dass Meda in der Tür zu ihrer Kate stand und dem Zug mit gefurchter Stirn aus einiger Entfernung hinterhersah. Die zähe Ältere trug wie die Bauern schlichte braune Kleidung. Aber in ihre dünnen, hochgesteckten Haare war wieder einmal ein hellblaues Band eingeflochten. Das zu tragen war ihr eigentlich verboten, doch es passte auf eigentümliche Art zu ihren leuchtenden, blauen Augen. Medas ernstes Gesicht schürte die Furcht in Agnes. Sie senkte den Blick und ging zurück in den Wohnturm, ohne noch einmal zu der Heilerin hinüberzuschauen.

Als Egbert zusammen mit Bertolt und seinen Rheinsporn-Männern Mitte Oktober bis auf die Haut durchnässt im Osten Sachsens zum Heer Heinrich des Vierten stieß, hatten sich dort bereits Truppenstärken aus verschiedenen Landesteilen versammelt. Überrascht stellte er fest, dass sogar die verfeindeten Erzbischöfe von Colonia und Trier mit ihren Männern angerückt waren. Das offene Feld war bunt gefleckt von grasenden Pferden, violetten, im Wind flatternden Bannern und Spitzdachzelten, von denen das des Königs durch seine Größe herausstach. Der Anblick der Ritter in Kettenhemden, die sich im Kampf übten, weckten in Egbert Kampflust und Furcht zugleich, denn er hatte schon länger

nicht mehr an einem Waffengang teilgenommen. Mit schmalen Augen sah er zu den beiden Männern der Leibwache hinüber, die in roten Röcken das königliche Zelt bewachten, in dem sich Heinrich der Vierte vermutlich mit Frauen vergnügte, von denen keine Einzige sein Eheweib war. Im Vorbeireiten warf er einen bewundernden Blick auf den prächtigen Gerfalken, der auf einer Holzstange ausharrte, und auf die Rüstung des Schlachtrosses, das angebunden danebenstand. Sie bedeckte Kopf, Nacken und Brust des Tieres und war zudem mit gepolsterten Stoffschabracken geschmückt, auf denen Egbert das salische Wappen erkannte.

Als er dann jedoch sah, dass die Ritter des Königs auf den Holzbänken und Feldstühlen zechten und mit Gejohle um Silbermünzen spielten, wandte er sich angewidert ab. Er hielt Ausschau nach dem orange-schwarzen Banner seines Nachbarn Heinrich von Laach und hoffte, dass dieser sein Lager weit weg von den Truppen des Saliers aufgeschlagen hatte, damit er deren wüstes Treiben nicht mit ansehen musste. Dann entdeckte er das Wappen des Laachers unweit des königlichen Zeltes in einem Winkel des Feldlagers, wo das Scheppern der mit Met gefüllten Becher und das Klirren der Schwerter nur noch wie aus der Ferne zu hören waren. Die friedlichen Laute der Tiere aus dem angrenzenden Sumpfgebiet muteten ihn angesichts dessen, was sich im Lager abspielte und den Kämpfern bevorstand, fremd und unpassend an. Die Angst,

die in der Luft lag, und die Nähe des Todes verliehen dem Krächzen der Reiher einen höhnischen Beiklang.

Der dreißigjährige Graf von Laach, ein schlanker Mann mit schulterlangen, dunklen Haupthaaren und kurzem Stirnhaar, erschien vor seinem Zelt, als habe er die Ankunft Egberts ungeduldig erwartet. Er war außergewöhnlich vermögend, denn er verfügte über weitläufige Allodialgüter rund um Megina und Engers sowie einige weitere an der unteren Mosel.

»Egbert, mein Freund. Ihr seid spät dran!«

Der Angesprochene schwang sich von seinem Fuchshengst und fasste den Laacher zur Begrüßung am Arm. »Der unablässige Regen hat es uns unmöglich gemacht, früher hier zu sein. Aber wie ich sehe, ist es ja noch nicht zu Kampfhandlungen gekommen.«

Der Graf begrüßte Bertolt mit verschlossener Miene, die errathen ließ, was er von diesem dachte. Mit angehaltenem Atem erwartete Egbert, dass Heinrich eine entsprechende Bemerkung äußern würde, und war erleichtert, als er sich zurückhielt. Im anstehenden Waffengang konnten sie es sich nicht leisten, untereinander zerstritten zu sein. Der Laacher sollte mit seinen Lothringern den Teil des königlichen Heers im Kampf anführen, dem Egbert und Bertolt angehörten. Das Gefecht stand unmittelbar bevor, und jeder wehrfähige Mann wurde gebraucht, denn Rudolf hatte in der Vergangenheit bemerkenswerte Siege errungen.

Heinrich führte Egbert und seinen Bruder ins Zelt, um mit ihnen das

Vorgehen für die bevorstehende Schlacht zu besprechen. Derweil schickten sich ihre Ritter an, die Packpferde zu entladen und das Nachtlager aufzubauen.

»Unsere momentane Lage ist ungünstig«, begann der Laacher. »Das Sumpfgelände hindert uns am Vormarsch und das Hochwasser macht es uns unmöglich, über die Elster zu kommen. Eine Überquerung mit Schlachtrössern und Kampfgeschirr ist zu gefährlich. Also hat der König beschlossen, nahe Pegau sein Lager aufzuschlagen.«

Der Laacher deutete mit der Hand auf die auf dem Erdboden liegenden Teppiche, und sie ließen sich nieder.

»Die Verbände aus Meißen und Böhmen haben es aufgrund der Witterung bislang nicht geschafft, zu uns zu stoßen. Vermutlich wird Rudolf versuchen, uns anzugreifen, bevor unsere Verstärkung eintrifft. Der König plant deshalb, morgen noch vor Sonnenaufgang auf die Anhöhe von Grunau vorzurücken.«

Egbert legte die Stirn in Falten. Dass sie gleich am nächsten Tag und zudem derart geschwächt in die Schlacht ziehen sollten, beunruhigte ihn.

»Was wissen wir über Rudolfs Heer?«

»Späher haben gemeldet, dass er von Goslar her anrückt und sich irgendwo am linken Ufer der Grana auf der anderen Seite des Sumpfgeländes befindet. Auch seine Truppen sind nicht vollständig versammelt, denn das Fußvolk musste erst im Eiltempo aus dem Harz nach Naumburg und

dann zügig weiter. Es konnte nicht Schritt halten und ist wohl auf dem Weg hierher.«

»Welche Aufstellung werden wir einnehmen, wenn es zum Gefecht kommt?« Bertolt machte ein Gesicht, als sei ihm ebenfalls mulmig bei dem Gedanken, ohne die Verstärkung der fehlenden Truppen kämpfen zu müssen.

Heinrich nahm einen Stock, zeichnete eine Linie auf den Untergrund und zeigte auf die gegenüberliegende Seite. »Die erste Angriffsreihe werden rechts die Schwaben bilden und links die Bayern. In der zweiten sollen rechts die Franken, in der Mitte der König mit seinem eigenen Heer und links wir kämpfen. Die dritte Angriffsreihe bildet der Rest der Verbände.«

Egbert spürte, wie sich die Furchen auf seiner Stirn vertieften. »Wo treffen wir auf Rudolfs Heer, wenn das Sumpfgelände unpassierbar ist?«

Der Laacher wies auf einen Punkt nahe der Linie. »Vermutlich bei Bösau. Wir müssen eine Stelle aufspüren, die für ein ganzes Heer begehbar ist.«

Dann lasst uns zu Gott beten, dass wir diese Stelle vor Rudolf finden, dachte Egbert.

In der Nacht fand Egbert in seiner noch feuchten Reitkleidung kaum zur Ruhe. Mehrmals schreckte er aus dem Dämmer Schlaf auf, weil sich Bertolt neben ihm in Albträumen wand. Im Morgengrauen mobilisierten

die Ritter des Königs das Lager und die Männer wankten aus ihren Zelten. Trotz seiner Müdigkeit griff Egbert beherzt nach den Waffen, legte mit Hilfe der Knappen eilig seine Rüstungen an und vermied dabei den Blickkontakt mit Bertolt.

In die aufgehende Sonne hinein bewegte er sich zusammen mit den anderen Truppenverbänden Heinrichs des Vierten auf die Anhöhe oberhalb von Grunau zu. Aus den Wiesen lösten sich dampfend Morgentau und Bodenfeuchte, sodass Nebelschwaden die Beine der Reittiere wie schemenhafte Geister umstrichen. Egbert sah zum König hinüber, einem ungewöhnlich groß gewachsenen, schlanken Mann mit schwarzen Haaren und schwarzem Bart, der auf seinem gepanzerten und geschmückten Streitross weithin erkennbar war. Auch der Pfalzgraf von Laach konnte es sich leisten, seinem Pferd einen Kopfschutz mit belederten, eisernen Geschüben und Sichtschutz anzulegen. So waren beide Männer für Freund und Feind unübersehbar und zugleich durch ihre Tiere geschützt, dachte Egbert. Zudem bildeten ihre Leibritter und Knappen um sie herum einen beweglichen, scheinbar undurchdringlichen Schutzwall.

Von oben konnte er sehen, dass Rudolf von Rheinfelden mit seinem Heer langsam auf das linke Ufer der Grona zumarschierte. Nur wenige Fußsoldaten folgten ihrem Anführer und selbst einige der Ritter führten

ihre Pferde am Zügel, offensichtlich um sie zu schonen und um die Verbände des Fußvolkes zu verstärken. Egbert hatte davon gehört, dass die Sachsen eine Vorliebe für den Fußkampf hatten, und er fürchtete die Unterlegenheit der eigenen Krieger auf diesem Gebiet. Hoffentlich wurde ihnen das nicht zum Verhängnis! Der Wind wehte den Gesang der mit dem sächsischen Heer reisenden Geistlichen zu ihm herüber. Sie stimmten Psalmen an.

Der Bodennebel löste sich auf. Als die Sonne schräg am Himmel stand, bezogen die feindlichen Streitkräfte endlich einander gegenüber Stellung, getrennt nur durch das sumpfige Tal der Grona, und eine gespannte Ruhe lag über dem Land. Dann entlud sich die Spannung. Von beiden Seiten kamen Spott- und Schmährufe, in denen die Ritter sich gegenseitig zum Kampf aufforderten. Auch Egberts Männer beteiligten sich daran. Doch er wagte sich ebenso wenig wie die anderen Recken von seinem Ufer des Sumpfes hervor, denn keiner von ihnen kannte die Tücken des Geländes. Er wartete ab, was die Späher berichten würden, die das Sumpfgebiet mit Bedacht auf seine Beschaffenheit hin erkundeten.

Egberts Herz begann heftig zu klopfen, als Bewegung in Rudolfs Truppen kam. Scheinbar hatten sie Richtung Bösau eine Stelle gefunden, an der sie einen Übertritt wagen konnten, so wie Heinrich von Laach das gestern vermutet hatte. Das Heer des salischen Königs folgte ihnen auf dieser Seite

der Grona, darunter Egbert inmitten des lothringischen Truppenteils. Bald würde es also zu den ersten Kampfhandlungen kommen.

»Der Schwabe versucht, dem König die Verbindung zum Lager abzuschneiden«, sagte Bertolts Vertrauter Friedwart von Höhtgen und eine Furche bildete sich zwischen seinen Augenbrauen.

Endlich spürte Egbert, dass sein Pferd auch noch nah an der Grona festen Boden unter den Hufen hatte. Augenblicklich erscholl das Fanal des Signalhorns und die verfeindeten Truppen ritten im scharfen Galopp aufeinander zu. Die Niederen folgten den Reitern zu Fuß mit Lanzen, Hellebarden und Kampfgeschrei. Da ein Teil der Königstreuen sich noch auf Sumpfbereich befand, reihte sich Heinrich von Laach mit seinen Lothringern, darunter Egbert und Bertolt mit ihren Männern, aus der zweiten Angriffsreihe neben die Verbände aus Schwaben ein.

Im Reflex stieß Egbert seinem Fuchshengst die Sporen in die Flanken und warf sich in das Getümmel der erbarmungslos geführten Zweikämpfe. Nun galt es, erlernte Bewegungsabläufe abzurufen und die Gegner tödlich zu verwunden, jedes Zögern oder Nachdenken könnte fatale Folgen haben. Furcht zu haben konnte er sich nun nicht mehr leisten.

Unablässig fuhr sein Schwert durch die Luft und zersplitterte Schilde, krachte auf Widersacher ein, durchbohrte sie und trennte ihnen die Köpfe ab. Rote Ströme ergossen sich auf das Grün der Weiden. Süßlicher Blutgeruch mischte sich mit dem Gestank von scharfem Schweiß und

Exkrementen, benebelte ihm die Sinne. Bald erkannte er, dass auch die Bayern, die Lothringer und die Verbände des Königs die Truppen Rudolfs derart bedrängten, dass einige seiner Krieger die Flucht ergriffen. Die Bischöfe im Lager Heinrich des Vierten glaubten offensichtlich an einen frühen Sieg und hoben an, »Herr Gott, dich loben wir« zu singen.

Da kam Heinrich von Laach auf ihn zugeritten und rief: »Das sächsische Fußvolk hat das Sumpfgelände durchquert und greift die Bayern von der Seite an!« Er wendete sein Pferd und stob in Richtung des Königs davon.

Damit hatte Egbert nicht gerechnet. Hilflos musste er mit ansehen, wie sich Panik im bayrischen Truppenteil ausbreitete und alsbald die zweite Angriffsreihe erfasste. Er sah, wie viele Kämpfer flüchteten und der König sich auf die andere Seite der Elster rettete. Vermutlich wollte er sich dort mit den Verbänden vereinen, auf die er vergeblich gewartet hatte. Mit Entsetzen nahm Egbert wahr, dass die Sachsen die Fliehenden verfolgten und einen Großteil von ihnen töteten, etliche ertranken im Fluss. Bei Pegau brach der Gesang der Bischöfe jäh ab. Ein bayrischer Reiter kam auf ihn zugeprescht und rief: »Unser Anführer ist erschlagen! Die sächsischen Kämpfer sind in das Feldlager eingedrungen. Flieht!«

Hilfesuchend irrte Egberts Blick umher, bis er sah, dass Heinrich von Laach zurückgekehrt war und mit seinen Lothringern nun gegen Rudolf

von Rheinfeldern kämpfte. Hastig rief er seine Rheinsporner zusammen und eilte Heinrich zu Hilfe, als der kampferprobte Gegenkönig seinem Pferd die Sporen gab und vom Rand des Kampfgeschehens in dessen Mitte drängte. Der Hengst bäumte sich auf den Hinterläufen auf; sein braunes Fell glänzte in der kalten Mittagssonne, und sein Reiter hackte sich mit Schwerthieben den Weg frei. Der Laacher brüllte seinen Rittern Befehle für ein Manöver zu, das die Schlacht doch noch zu Gunsten seines Königs entscheiden könnte. Egbert folgte seinen Anweisungen und umzingelte Rudolf zusammen mit seinem Bruder.

Entschlossen nickten sie einander zu. Dann warf sich Bertolt grimmig in das Gemetzel, hackte wie in blindwütigem Blutrausch mit der Streitaxt um sich und bahnte so dem Älteren den Weg zum Gegenkönig. Energisch preschte Egbert vor, doch ihm fehlten zwei Armlängen, um den Gegner attackieren zu können, denn die feindlichen Leibritter scharten sich schützend um ihren Anführer. Kurzentschlossen ließ er seinen Schild fallen, riss einem der Fußsoldaten die Lanze aus der Hand, warf sich nach vorn und stieß sie dem Widersacher des Königs mit Wucht seitlich in den Unterleib. Rudolf von Rheinfeldern schrie auf wie ein waidwundes Wildtier, kippte zur Seite und stürzte vom Pferd. Einer seiner Ritter zernte an der Waffe, um sie ihm aus dem Leib zu ziehen, und der Verwundete wand sich stöhnend im Gras. Der junge, königstreue Herzog von Antwerpen nutzte beherzt die Gelegenheit und hieb dem Gegenkönig die

rechte Hand ab, mit der dieser dem König einst die Treue geschworen hatte.

Jubel brach unter den Lothringern aus, und Egbert ließ sich davon mitreißen. Im Taumel des Triumphs riss Bertolt die Arme in die Höhe und schwenkte das blau-weiße Rheinsporn-Banner mit der Löwenkopfsilhouette, denn wer als Letzter lebend und ohne Verletzungen das Schlachtfeld verließ, galt als Sieger. Zutiefst erleichtert und zugleich noch im Kampfrausch gefangen, stimmte Egbert in zerrissenem, blutbespritztem Waffenrock das »Kyrie eleyson« an, während die Kämpfer und Bischöfe Rudolf von Rheinfeldens nach und nach dem Kampfgebiet niedergeschlagen den Rücken kehrten. Der Rheinsporner war dankbar und froh, glimpflich davongekommen zu sein. Mit einem weiteren Angriff rechnete er nicht.

Da galoppierte der Führer der Sachsen mit seinen Männern, die Egbert bei der Plünderung des Lagers bei Pegau gewähnt hatte, zurück auf das Gefechtsfeld. Die Umhänge der Krieger, die von den Flanken her im scharfen Anritt auf ihn zuhielten, flatterten im Wind, und die Luft erzitterte unversehens wieder vom Wiehern der Pferde, von Schlachtrufen und den Schreien der Getroffenen. Erneut brandete ein gnadenloses Morden um Egbert herum auf.

Auch das Feld rund um die Standarte des entgeisterten Heinrich von Laach entwickelte sich rasch zu einer Woge erbitterter Kämpfe.